

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 63 (1959-1960)
Heft: 10

Artikel: Der Taschendieb
Autor: Bastien, Pierre
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669370>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

kerte Näscherien dazu. Fast peinlich war mir solche Gastlichkeit angesichts der Tatsache, dass mein bisheriger Jahreskonsum Wistelacher nie mehr als fünfundzwanzig Flaschen beträgt, und ich nahm mir hoch und heilig vor, ihn künftig auf das Doppelte zu erhöhen. Ich vergass alles leibliche und seelische Weh und streifte, angeregt von einem besonders spritzigen Rosé, in heiterster Stimmung mit Monsieur im weiten Reb-gelände herum, stellte tiefesinnige Betrachtungen über die Leiden und Freuden des Winzers an, und bekundete ernsthaftes Interesse für die Vor- und Nachteile des neu-modischen Rebwerkes, immer mit dem ange-nahmen Gefühl, dass die Manen meiner Weinbauernvorfahren mich segnend um-schwebten.

Den ausgedehnten Spaziergang hoch über dem silbrig glänzenden See krönte ein pa-triarchalisches Mittagessen auf schattiger Ter-rasse. Monsieur, Madame, vier krausköpfige Buben, drei Taglöhner und ich sassen da ein-trächtig auf uralten Holzbänken an einem langen, langen Kirschbaumtisch und erquick-ten unsre Seelen durch ein schönes, schllich-tes Tischgebet, unsre Leiber aber mit einer saftigen Saucisson. Dass dabei abermals ein Gläschen oder zwei getrunken wurden, ver-steht sich von selber. Mögen es angesichts des durstigen Wetters auch drei oder vier gewesen sein! Jedenfalls schnallte ich um zwei Uhr den Rucksack über mit dem Ge-fühl, zwanzig Lenze zu zählen und Besitzer-in des ganzen göttlichen Pays zu sein! Ich spürte die Knöchelschmerzen und die Blasen an den Zehen nicht mehr. Von Dionysos be-flügelt, walzte ich zeitlos und selig in den flammenden Mittag hinein und liess es acht-los geschehen, dass eine mörderisch sengende Julisonne mir Hals und Arme verbrannte. Ueber grasige Feldwege und auf einem stei-nigen Römersträsslein schritt ich dem Dorf Lugnorre entgegen, dessen Name mich an Lug, den keltischen Gott des Lichtes ge-mahnte. Wahrlich, in seinem Zeichen stand dieser einzigartige Sonntag, blühte und glühte hier überall der Mohn an den Acker-rändern! Am liebsten wäre ich emporgestie-gen zur Kuppe des Mont Vully, um nach den Spuren eines helvetischen Oppidums zu forschen. Allein, die Anziehungskraft des Sees war noch stärker als alle historischen Besessenheit. Ich erlag ihr gerne, stieg durch schwelende Weinberge hinunter an den lok-kenden Strand, und kühlte meine heißen Glieder in einer stillen Bucht, ziemlich ge-nau dem patrizischen Landhaus gegenüber, in welchem ich vorzeiten die glücklichsten Tage genossen.

Der Taschendieb

von Pierre Bastien

Der Dieb bin ich. So wenigstens glaubte der Hüter des Gesetzes, der in der schönen Stadt am Genfersee, auf der Hauptstrasse des Fe-rienortes meinen Weg kreuzte.

«Kommen Sie mit auf den Posten. Sie sind verdächtigt. Sie tragen einen grauen Regen-mantel und ein Béret.»

«Und darum soll ich ein Verbrecher sein?»

«Vorwärts . . . ! Machen Sie keine Geschich-ten.»

«Geschichten machen Sie!»

«Ausweisen bitte.»

Ich zückte meinen Pass und meine sieben Journalistenkarten. Die Grüne, die Himmel-blaue, das Halbtaxabonnement, Honorarab-rechnungen die Fülle, ein Freibillett für das Prado in Madrid, für eine Stadtrundfahrt durch Rom und endlich noch die Postquit-tung jenes Mandates, das mich vor wenigen Stunden in den glücklichen Besitz von fünf-hundert Schweizer Franken gebracht hatte. Alles um meinen guten Willen zu bezeugen, und dem Argus schmackhaft zu machen, dass ich ein ehrenwerter Pressemann und mitnich-ten ein Verbrecher sei.

Leider, leider schien dieses Füllhorn eines übergewissen Beweisbescheides auf den Mann im eleganten graublauen Cape keinen Eindruck zu machen.

«Aber Sie haben ein Béret und einen grauen Mantel», begann er wieder hartnäckig, als ob damit alles gesagt sei.

«Und ich muss darum verhaftet werden? Da hätte die Polizei viel zu tun.»

«Folgen Sie mir.»

Die Geschichte begann mir allmählich auf die Nerven zu fallen. Ich war bei Bekannten zum Abendessen eingeladen. Sie mussten un-ruhig werden.

Er führte mich in eine Art von Glasverschlag, von dem aus ich jeder Bewegung der Poli-zisten folgen konnte, ohne jedoch zu ver-nehmen, was sie sprachen. Eine Weile lang gestikulierten, berieten und telefonierten sie, um mich dann selbstdritt mit ihrer Gegenwart zu beeilen.

«Wo wohnen Sie?», fragten sie, wie aus einem Mund.

«Ich weiss wo ich wohne, aber ich kann es nicht sagen.»

«Sehen Sie!», folgerten sie erregt. «Sie sind verdächtigt.»

«Und weshalb?»

«Das wollen wir sehen.»

Sie konnten in ihrer Einfalt nicht verstehen, dass man in einem Hotel absteigen kann, ohne dessen Namen zu kennen.

«Zeigen Sie mir den Stadtplan, dann sage ich Ihnen wo ich zu Hause bin.»

Sie glaubten an eine Finte und schlossen die Türe zu meinem Glashaus.

Jetzt muss die arme Madame Dumur das mir zu Ehren geopferte Huhn allein verspeisen, dachte ich, und vielleicht wird sie in eben diesem Augenblick ihrem Töchterlein, der liebreizenden Juliette verzweifelt gestehen: «Auf diese Sorte von Menschen sollte man sich nie verlassen. Vor fünfzehn Jahren war er auch einmal eingeladen, ich hatte ihm einen währschaften Erdbeerkuchen gebacken, und denk dir, was geschah: Es erschien an seinerstatt der Postbote mit einem Bahntelegramm aus Faido oder Giornico, darauf war zu lesen: „Fernweh hat mich ergriffen. Mit Gruss und Kuss Pierre Bastien.“»

Ich öffnete die Glastür.

«Kann ich telephonieren?», fragte ich unruhig.

«So sagen Sie zuerst wo Sie wohnen.»

«Was hat das damit zu schaffen?»

«Mehr als Sie glauben, mein Herr.»

«Aber ich muss berichten. Ich bin bei Bekannten eingeladen.»

«Wir sind ein Polizeiposten und kein Telephonamt.»

«Und ich bin ein freier Mann, der tun und lassen kann was ihm gefällt.»

Mit diesen Worten suchte ich das Weite zu gewinnen, aber zwei Mann verwehrten mir den Ausgang und führten mich in den Glassarg zurück.

Nach längerem Warten meldete sich im Vorraum am Schalter eine Frau, die mir unsichtbar blieb bis auf die Hände. Es waren ungute Hände, rot und aufgedunsen wie Blutwürste. Böse, pralle Hände, von denen man um nichts in der Welt träumen möchte.

Ich öffnete einen Spalt meiner Zellentür und hörte sie reden: «Er trug ein Béret und einen grauen Mantel. Er war gross und hager. Er hatte Veloklammern. Das Gesicht konnte ich nicht sehen. Es geschah um sechs Uhr zwanzig in den „Galeries“...» (dem kleinen Warenhaus, das der Stolz der Stadt ist).

Flink wie ein Mauersegler stand ich zwischen dem Polizisten und der Frau mit den roten Fingern:

«Ich bin unschuldig», sagte ich. «Ich habe ein Alibi.»

«Sehen Sie», sagte das Weib wieder. «Ich habe gleich gesagt, dass er solche Dinge macht.»

«Was werfen Sie mir vor?» Was soll ich begangen haben, möchte ich endlich wissen?» Meine Stimme begann zu drohen und sich jäh zu verfärbten.

«Ich bin mit fünf Würsten in die Galerie eingetreten und zu Hause waren es nur noch vier», erklärte die Frau hartnäckig. «Sie sind es gewesen.»

«Aber ich esse keine Würste, ich fahre nicht Velo, und ich habe ein Alibi. Ihr Metzger wird sich verzählt haben oder ein Hund... Ich hatte es zu einem zweiten, allem Anschein nach etwas weniger hartgesottenen Gendarmen gesprochen und fügte bei: «... und um sechs Uhr zwanzig war ich in meinem Hotel. Zeigen Sie mir den Stadtplan, dass ich Ihnen erkläre, wo es liegt und dann rufen Sie an...»

Endlich gehorchte er meinem Willen. Er entzann sich des Namens. Es war das «Hotel de Ville».

Der Anruf. Aus der Miene und den Antworten des Polizisten musste ich schliessen, dass man mich am Ende des Drahtes in Schutz nahm und mir recht gab.

Als er er auf mich zutrat verfinsterte sich sein Gesicht.

«Kann ich gehen?»

«Noch nicht. Es gibt noch ein Protokoll.»

«Ohne mich, mein Herr», hörte ich mich düster sagen und gewann die Freiheit, ohne dass man mich gehindert hätte.

«Er trägt einen...», begann das Weib von neuem.

Die Nacht der Pferde

von Paul Gurk†

Es gibt in der grossen Stadt nicht viel Gewerbe, bei denen das Tier ins Haus kommt. Kühe sieht man nur selten in den wenigen Molkereien, auf deren Höfen zuweilen der süsse, erregende Geruch des Heus und des untermischten Klees das Erstaunen der Kinder und die Sehnsucht der Grossen hervorzaubert. Dann stehen sie einen Augenblick im Vorübergehen still, sehen ins Grüne, entdecken sogar einen aufgeregten Hahn mit seinen Hennen und eine Katze, die in der Sonne sitzt und sich das Fell putzt. Sie